

(Nachdruck verboten.)

18]

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Friß Mauthner.

Wenn Bohrmann nun so des Abends noch auf und nieder ging und überlegte, was er in diesen beiden Fällen zu sagen hätte, lönte die lachende Stimme Maschas vor seinem inneren Ohr dazwischen oder gar die Unterhaltung ihrer Gesellschaft. So oft er noch bei ihr gewesen war, keiner der Gäste hatte einen Kirchenbesuch erwähnt, einen Prediger genannt oder gar vom heiligen Land gesprochen. Nun wußte zwar Bohrmann, daß diese Gesellschaftskreise durchaus nicht strenggläubig waren; wurden doch sogar Juden eingeladen, wie dieser Herr Doktor Stattowitzer unfraglich zu sein schien. Auch wußte er, daß ihm die Gleichgültigkeit, ja selbst der Unglaube anderer nichts anhaben konnte. Auf dem Seminar waren unter den jungen Leuten seiner Klasse einige heimliche Atheisten gewesen, die greuliche Reden führten, wenn kein Aufseher zugegen war. Ihn hatte das nicht berührt.

Jetzt aber ertappte er sich dabei, daß er des Abends im Geiste mit Mascha über das Verhältnis von Kirche und Schule und über die Bedeutung des heiligen Landes für den geographischen Unterricht sprach, und daß er dabei Ansichten entwickelte, die zwar maßvoll das Hergebrachte erhalten wollten, aber doch einer vorsichtigen Reform zusteuerten und jedenfalls für die Lehrerzeitung nicht paßten. Um seiner Verbindung mit diesem Matthe willen schmerzte ihn die Wandlung, nur Maschas Willen freute sie ihn.

Da er aber an beide kleine Aufsätze oder Recensionen erst in den Ferien gehen wollte, konnte er das gründliche Durchdenken der Frage am Ende noch hinauschieben. Bis in die ersten Tage des Juli hatte er genug zu thun, um sich weiter durch musterhafte Pflückerfüllung auszuzeichnen.

So verging auch diese Woche, die Werktag bis zu dem Tag des Herrn, an dem er mit Mascha über sein Drama sprechen sollte. In dieser Stimmung erwachte er am Sonntag, und sie verließ ihn nicht, während er in den Vormittagsstunden versuchte, das Buch (über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat mit besonderer Beziehung auf die Volksschule) zum zweitenmal zu lesen.

Sein Verus machte ihm ja Freude, den würde er so leicht nicht aufgeben, auch wenn dem „Hohen Lied“ der große Erfolg winkte. Aber die Thätigkeit für die „Allgemeine Lehrerzeitung“, darauf wollte er verzichten. Das machte ihm jetzt wirklich zu viel zu schaffen. Nicht das Lesen und das Schreiben, aber die unwillkürliche Nötigung, sich selbst auf seine Ueberzeugungen zu prüfen. Da war es doch besser, die Mußestunden an seinen höheren Verus zu wenden. Mascha hatte von andern Stücken gesprochen, die bereits in seinem Kulte lagen. Das war von ihr nicht ganz ehrlich gewesen. Aber in seinem Kopfe sproßten sie doch bereits, die patriotischen Dramen. Auf „Das hohe Lied“ wird entweder „Siegfried“ folgen oder ein Hohenzollern-Drama. Der erste Marktgraf schwebte ihm vor, und dann wieder der Große Kurfürst. Nicht als ob er irgend eine Scene oder eine Gestalt oder eine bestimmte Handlung vor sich gesehen hätte; das mußte nachher kommen, dazu war er ein Dichter. Nur die Titel der künftigen Dramen lockten ihn.

So verträdelte er die Stunden. Es konnte nicht mehr viel zu Mittag fehlen, denn er hörte in der Küche Hilde und Lenchen lachen und Löpfe schieben. Nach dem Essen, an dem er wieder nicht teilnahm, wollte er den neuen kostbaren Anzug vornehmen und zu seiner Egeria eilen.

Da klingelte es draußen, und kurz darauf klopfte es an seiner Thür. Lehrer Müller trat herein, sein alter Freund Martin Müller, der Pastorssohn, der lieber hatte Lehrer als Prediger werden wollen, mit dem er in der Präparande Lust und Schmerz geteilt, und mit dem er auf dem Seminar einen ewigen Bund geschlossen hatte. Das Leben hatte sie auseinandergebracht, dann hatten sie sich in Berlin wiedergefunden und lehrten und wohnten sogar im selben Bezirk. Martin Müller war Lenchens Klassenlehrer. Müller und seine Frau, eine Bauernochter aus dem Oderbruch, hatten sich der Familie Bohrmann zuerst herzlich angenommen. Müller war

bei Bohrmanns Ankunft schon zwei Jahre in Berlin gewesen. Der Verkehr war einige Monate lang ein sehr inniger. Dann blieben Müllers Kinder plötzlich fort, Frau Müller kam seltener und seltener, und endlich ließ sich auch Martin selbst nicht mehr sehen. Hilde hatte das einfach damit erklärt, daß die Bauernochter neidisch und eifersüchtig sei.

Wie Martin Müller jetzt vor ihm stand, so hager und ungelent wie damals im Seminar, bartlos, mit seinen groben, harten Zügen und mit seinen blühenden blauen Augen, mit seinem kurzen, militärisch geschnittenen Haar, da bewegte es Bohrmanns Herz. Beide Hände reichte er dem alten Freunde und rief:

„Das ist mir ein glücklicher Tag! Martin, Martin, wie schlecht haben wir den ewigen Bund gehalten!“

Gemeffen und nüchtern erwiderte Müller, eben diese Erinnerung habe ihn und seine Frau heute hergeführt.

„Deine Frau ist auch da? Wie wird sich Hilde freuen! Da will ich doch gleich . . .“

„Bleib“. Meine Frau hat mit der Deinigen zu reden. Allein es soll von ihr abhängen, ob sie Dir alles mitteilen will. Dein Lenchen ist auf schlechten Wegen. Ich halte es für richtig, ihr diesmal zu verzeihen und das Mutterherz durch die Sorge zu erschüttern. Deshalb habe ich meine Frau überredet, von Weib zu Weib mit ihr zu sprechen. Ich hätte kaum die richtigen Worte gefunden. Ich bin mitgekommen, weil meine Frau es wünschte, und . . . Johannes, weil ich Dich gern wiedergesehen hätte. Von den Kollegen höre ich immer Gutes von Dir, aus der Schule. Willst Du mir sagen, was Du sonst treibst?“

Bohrmann war froh. So bestand der alte Freundschaftsbund noch. Mit Martin hatte er auf dem Seminar alle Zweifel durchgekämpft. Und so fing er sofort davon zu sprechen an, was ihm im Augenblick das Wichtigste schien. Denn die schlechten Censuren Lenchens machten ihm nichts. Er erzählte also von seiner Thätigkeit für die „Allgemeine Lehrerzeitung“, und wie er grade in den letzten Wochen mit der streng kirchlichen Haltung des Blatts nicht immer einverstanden war. Er schüttelte sein Herz aus.

Müller hörte aufmerksam zu. Dann erwiderte er trocken, er habe nie etwas niederzuschreiben versucht, der Unterricht mit der Vorbereitung lasse ihm keine Zeit dazu. Er habe sich seinen ganz persönlich gefärbten Glauben an Jesum Christum herzlich bewahrt, das freue ihn um der Kinder willen, aber so wie er schon als Junge nicht habe Prediger werden wollen, so sei er auch jetzt ganz entschieden gegen die Oberaufsicht, welche die Geistlichen über die Lehrer beanspruchen. Johannes müsse sich ohne Denkfaulheit zur Klarheit durchringen und werde dann gewiß nach seiner Ueberzeugung handeln.

„Ich danke Dir, Martin, ich danke Dir. Auf dem Lande wären mir die Zweifel nie eingefallen. Aber hier in Berlin . . . ich hätte nicht nach Berlin kommen sollen.“

„Daß Dich das nicht anstecken, Johannes. Die Zweifel sind gut. Berlin hätte Dir wohlgethan, wenn es Dir weiter nichts gegeben hätte als die Zweifel . . . Was treibst Du sonst?“

Müller schaute ihn so ernsthaft an, nicht vorwurfsvoll, nicht zürnend, mehr mit Sorge. Da fielen Bohrmann plötzlich die Jugentage ein, da er dem Freunde den ersten Akt des „Hohen Lieds“ vorgelesen hatte, zur Nachtzeit, im ungeheizten Speisesaale der Präparande bei einer geschmuggelten Talgkerze. Und schüchtern sagte er:

„Ein Drama habe ich . . . weißt Du noch? Das Hohe Lied . . . das habe ich vollendet. Ich habe Gömmer. Es wird aufgeführt werden. Im Kronprinzen-Theater.“

„So ist es wahr? Deine Frau hat es einer andren Lehrersfrau auf dem Markte erzählt. So ist Deine alte Neigung zur Poesie wieder erwacht? Und fühlst Du, daß Deine Kräfte gewachsen sind seit damals, wo ich Dich mit meinen Einwürfen tranken mußte?“

Bohrmann erzählte ehrlich, daß erst der Zuspruch einer vornehmen Dame, einer Gömmerin, ihn zur Vollendung der alten Arbeit angeregt habe. Dann aber sprach er doch leidenschaftlich von seinen Hoffnungen. Er sei ein pflichttreuer Lehrer und liebe seinen Verus; erst vor kurzem habe ihn der Schulinspektor vor allen Kollegen gelobt. Aber es sei doch

etwas andres, so wie Schiller oder Uhland das ganze deutsche Volk zu begeistern um ihm mit Flammworten alles Gute und Edle zu predigen.

Martin Müller hörte aufmerksam bis zu Ende. Dann sagte er:

„Du weißt, auch ich hatte als Jüngling solche Gedanken. Jetzt möchte ich, selbst wenn ich es könnte, nicht mehr ein solcher Prediger werden. Natürlich, wenn Du den Beruf fühlst und hast, dann kann und darf Dich niemand halten. Dann Glück zu!“

„Martin, sage mir noch ein Wort. Und wenn meine Begabung nur klein ist, wenn sie nur . . . gerade ausreicht . . .“

„Dann, Johannes, ins Feuer mit dem alten Adam und mit dem König Salomo.“

Die beiden Lehrer hatten bisher gestanden. Jetzt ließ sich Bohrmann auf den Bettrand nieder, und Müller setzte sich auf den Stuhl.

„Ich werde also diesen einen Versuch machen und Du wirst mir dann reinen Wein einschenken. Verspricht Du mir das?“

„Ja, Johannes.“

„Und wenn Du eine große Begabung findest, dann . . .“

„Dann, Johannes, werde ich Dich vor allem nicht beneiden. Wenn ich auch wüßte, Schiller oder Uhland zu sein . . . doch freilich, wenn ich ein solcher Mann wäre, würde ich kaum so sprechen . . . auch nicht, wenn ich es mir nur einbildete . . . Wie ich aber bin, so sage ich Dir: Höher steht mir mein Beruf, als das Genie des größten Dichters. Selbst ein Schiller kann ja nur die Gebildeten und die Großen hinreißen, die, die ihn verstehen. Und wären es Hunderttausende, es sind ihrer zu wenig für meinen Ehrgeiz. Mein Ehrgeiz, meine Freude, mein Stolz sind größer. Nicht für mich persönlich, für uns Schulmeister. Wir Schulmeister haben das ganze Volk emporzuführen, alle, alle, alle. Selbst die Unglücklichen, die Blinden, die Taubstummen, die Geisteschwachen dürfen wir emporführen zum Licht. Johannes, Du mußt es empfinden haben wie ich, diese höchste göttliche Freude. Und wir Schulmeister, wir führen nicht wie Schiller durch Buchstaben und Bücher, wir setzen unsre Person ein, stündlich, täglich. Das bißchen Wissen ist es nicht. Emporführen können wir das deutsche Volk zur Gerechtigkeit und Güte, wenn wir selber keine Stunde vergessen, gerecht und gut zu sein. Man ist es ja nicht von Hause aus. Aber man wird es durch die Kinder. Man erzieht einander. Und dann hilft einem ein gutes Weib, und was man gelernt hat an den fremden Kindern, tropfenweise, das schenkt man dann scheffelweise den eignen lieben Kindern, Gerechtigkeit und Glück. Es ist ein eine Lust, zu leben.“

Bohrmann sprang auf. „Martin,“ rief er laut, „Martin, laß mich nicht mehr! Halte mir Deinen Schwur!“

Da Klang aus dem Nebenzimmer die leisende Stimme Hildes herein:

„Ich weiß selber, was ich zu thun habe, und Sie sollten vor Ihrer eignen Thür kehren. Nichts als Kerger hat man, wenn Sie 'mal kommen.“

Müller war rasch nach der Wohnstube gegangen, und Bohrmann folgte ihm. Da stand in einem dunklen Kleide und einem unscheinbaren Strohhütchen, gestrickte Halbhandschuhe an den Händen, die dicke, rotbackige Frau Müller. So mochte sich Bohrmanns Mutter wohl eine Lehrersfrau vorgestellt haben.

Als die Männer eintraten, zuckte Frau Müller traurig die Achseln, und Hilde sprach weiter, ohne sich zu unterbrechen:

„Reidisch sind Sie auf uns! Auf die großen Erfolge meines Mannes, auf meine paar bunte Lappen und auch auf die Kinder, ja, auf die Kinder. Da haushen Sie dann 'ne Dummheit zu einer wahren Mordgeschichte auf. Bohrmann kann alles hören, ich habe keine Geheimnisse vor ihm. Er glaubt sonst, sie habe ein Verbrechen begangen. Was hat denn das arme Kind gekhan? Mit zweien aus ihrer Klasse ist sie ein paarmal beim Konditor gewesen. Einmal haben sie geschwänzt, die dummen Gören, sonst wär's gar nicht herausgekommen. Raschen will jedes Kind einmal. Und daß die eine von den Mädchen das Geld zu Hause stibitzt hatte, das geht mein Lenchen gar nichts an. Mein Lenchen hat nichts dabon gewußt. Sie ist verführt worden. Und Bohrmann wird eine Eingabe machen, daß Sie in ihrer Klasse

eine Diebin dulden, welche die andern Mädchen verführt. Just! Und just soll Lenchen heute Apfelmuchen mit Schlagahne kriegen. Ich pfeife auf Ihre Ratschläge, Frau Müller. Ich bin nicht aus dem Odebruch.“

Hilde schwieg erschöpft. Lenchen, die an der Thür geklaut hatte, zog den Kopf wieder zurück. Müller blickte seine Frau an, und die sagte ruhig mit starker Dialektfärbung:

„Da is nisch zu machen. Du wirst das arme Kind nicht retten können.“

Herzlich wandte sich Müller an Bohrmann: „Du bist selbst Lehrer, Johannes, und wirst den Fall richtiger beurteilen, als Deine Frau.“

„Gar nichts hat er zu sagen,“ schrie Hilde außer sich.

„In die Erziehung der Kinder hat der Mann nichts dreinzureden und in die Erziehung der Mädchen schon gar nicht . . . so sag' es ihm doch! Steh' doch nicht wie ein Stock da! Er scheint gar nicht zu wissen, wer er ist und wer Du bist! Wir haben ganz andre Verbindungen! Wir pfeifen auf die Schulmeisterei! Sag' ihm Deine Meinung, und dann . . . dalli.“

„Johannes,“ sagte Müller, „kurz und deutsch: willst Du mich hören oder nicht?“

„Verzeih, Martin, bei Siegfried, Siegfried, da werde ich die Erziehung nicht ganz aus der Hand geben. Aber bei Lenchen allerdings . . .“

„So willst Du mich nicht hören, Johannes?“

Hilde stellte sich vor ihren Mann. Bohrmann schwieg. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, verließen Müller und seine Frau die Stube. Er sah traurig aus, als wäre ihm was Liebes gestorben.

Als Bohrmann mit seiner Frau allein war, wollte er erklären, warum ein so gerechter Mann wie Müller den argen Streich Lenchens so überaus ernst genommen habe. Hilde aber rief die Kinder zu Tische und drängte ihren Mann in sein Schlafzimmer zurück. Er müßte sich rasch anziehen, wenn er Frau Lise nicht warten lassen wollte.

Die Kinder kamen herein, und Bohrmann mußte nachgeben. Hilde legte ihm die neuen Kleider zurecht und brachte ihm die neue, feine Wäsche, auch neue Strümpfe. Er schüttelte tadelnd den Kopf, aber plötzlich verschleuderte ihm die Freude, so vornehm in Maschas Kreise zu erscheinen, alle ernstesten Gedanken. Es war eigentlich nur Höflichkeit, als er die großen Ausgaben bebauerte und Frau Lise tadelte, weil sie ihn ohne Frau und Kinder einlud. Hilde aber fand diese Unterscheidung ganz natürlich, vorläufig wenigstens, weil es nur des Stücks wegen geschähe, und wo sie noch keine reichen Leute waren; die Kinder hatten ja Kuchen mit Schlagfahne.

Bohrmann konnte mit den verschiedenartigen Knöpfen seiner Wäsche nicht gleich zurecht kommen. Dann aber schlüpfte er rasch in den künstlichen gelbgrauen Anzug und legte endlich den weißen Künstlerschlips um den Kragen.

Es war doch gut, daß das Manuskript bei Mascha geblieben war. Die kleinen Taschen in dem neuen Röckchen hätten die fünf Akte nicht gefaßt. Solche Säcke gab es nur in seinem alten Bratenrod.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom „Deutschen Theater“.

(„Morgen“ und „Wiederfinden“.)

Das „Deutsche Theater“ setzte erfolgreich mit Hartlebens „Mosenmontag“ ein. Wenn das Stück auch in seiner Totalität vor der Kritik nicht bestand, hatte es doch viel Feinheit in den Details und wies überdies akurate Sprachbehandlung und eine saubere Milieuschilderung auf. Das Stück hat sich nun im Laufe der Zeit zu einem ungeahnten Kassenerfolg entwickelt — zu einem Erfolg, der zu der Theaterwirkung, eigentlich in einem Mißverhältnis steht. Vermutlich hat die in Deutschland übliche Pioniersverehrung mitgespielt. Kann man schon selbst nicht wenigstens Reservelieutenant werden, genießt man wenigstens im Parkett die Freuden, Leiden und feudalen Ehrbegriffe des Stands. Eine Liebesgeschichte war auch dabei und so war schließlich auch für die weiblichen Herzen gesorgt, deren Sehnsucht durch den Anblick der Uniformen nicht gestillt war. Aber gleichviel aus welchen Motiven der Erfolg entsprang, — das Deutsche Theater konnte ihn sich sehr wohl gefallen lassen. Gegen ausverkaufte Häuser ist an sich nichts einzuwenden und künstlerisch war der „Mosenmontag“ ja keineswegs ohne Wert. Er stand immerhin weit über dem Durchschnitt der Marktware. Dann brachte Brahm die „Nacht der Finsternis“ von Tolstoj heraus mit Wasserfall als Mikita, der einen tiefgehenden Erfolg davon

trag. Bar „Rosenmontag“ künstlerisch zu rechtfertigen, so war die „Nacht der Finsternis“ ein Verdienst. Auch das Publikum fand sich ein, und die Abende, an denen Tolstoj's düstere Dichtung gegeben wurde, wurden die eigentlichen Festabende der Bühne in diesem Winter. Sie verfügte um diese Zeit über ein unverwundliches Jugenstück von künstlerischen Vorzügen und eine echte Dichtung, die gleichfalls die Aufmerksamkeit des Publikums erzwang. Dann folgte Hauptmanns „Michael Kramer“, der, wenn auch mißlungen, doch manches Ergreifende und Interessante bot. Einen Erfolg hatte er nicht. Er mußte bald verschwinden, und mit ihm schwand das Kriegsglück der Bühne in diesem Winter. „Michael Kramer“ war in Hauptmanns Schaffen kein Fortschritt, in manchen Beziehungen sogar ein Rückschritt, innerhalb der landläufigen Produktion aber war es immerhin eine Dichtung, deren Aufführung man auf die künstlerische Plusseite des Deutschen schreiben kann. Dann kamen Niederlagen, nicht nur geschäftliche, auch künstlerische. Vacano, Hirschfeld, Dreher verlagten; ihre minderwertigen Arbeiten fielen bald dahin; die Premieren im „Deutschen Theater“ wurden mißvergnügte Abende. Allerlei finstere Prophezeiungen wagten sich hervor. Einer jener Menschen, die fest entschlossen sind, „Höhentkunst“ zu bringen, meinte mir gegenüber, nun sei es aus mit der ganzen Richtung. Das ist natürlich sinnlose Mederei — Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ genügt vorläufig vollkommen, um die „Höhentkünstler“ in Schach zu halten. Wohl aber hat Brahm allerdings den Fehler, sich allzu fest auf seine Hansautoren zu verlassen, hart büßen müssen und wird noch härter büßen, wenn er ihn nicht ablegt. Von den Stücken Björnsons, die nun dem „Berliner Theater“ Glanz geben, hätte er lange frohe Tage haben können, künstlerisch sowohl wie geschäftlich. Die Stücke lagen da; er hob sie nicht auf. Er hätte auch auf die großen Toten zurückgreifen können, hätte es längst thun müssen, schon aus künstlerischen Gründen. Er hätte längst die Fabel zerstören können, daß seine Schauspieler Aufgaben großen Stils nicht gewachsen seien. Verwöhnt durch den Erfolg that er von alledem nichts; er verließ sich auf seine Hansautoren, zum Teil auf recht minderwertige wie Dreher, und dafür haben sie jetzt ihn verlassen. Die Niederlagen, die gleich truppweise auftraten, sind hart gewesen. Wenn sie Brahm endlich die Ueberzeugung beigebracht haben, daß dramatische Jugucht ihn nicht nur künstlerisch, sondern auch geschäftlich zu Grunde richtet, sind sie nicht vergeblich gewesen. Vor allem die toten Meister und da wieder vor allem Hebbel und Anzengruber haben Rechte geltend zu machen. Björnson ist endgültig an Ludau verloren.

Die letzte Premiere war kein Sieg, der die Niederlagen der letzten Hälfte dieses Winters vergessen machen könnte. Von den zwei angeführten Stücken läßt sich nur das eine bei milder Betrachtung rechtfertigen — Herrn Georg Reide's „Morgen“ hätte unbedingt abgelehnt werden müssen. Der trübe Eonakter verdankt seine Annahme wohl nur dem Umstand, daß Rittners „Wiederfinden“ den Abend allein nicht auszufüllen vermöchte und daß man eben nichts andres hatte. Herr Reide ist ein Dilettant von geradezu lebensgefährlicher Unfähigkeit. In „Freiwillig“ schien die Nora es ihm angethan zu haben; diesmal scheint es Hedda Gabler gewesen zu sein. Was es aber auch gewesen sein mag, es hat jammervolle Folgen gehabt. Er schildert uns ein hysterisches Frauenzimmer, das sich übermenschlich vorkommt und ihre albernsten Schmerzen mit grotesker Wichtigkeit behandelt. Die Gestalt ist eine unfehlwillige Satire auf die entsetzlichen, geistvollen und unverstandenen Frauen. Es ist nicht zu sagen, zu welchen Plötzlichkeiten Herr Georg Reide den traurigen Mut findet. „Kunstnähe ist Lebensferne“ sagt einmal das liebe Weib und ein ander Mal bekennst sie: „Ich bin eben ein differenzierterer Mensch“, und dann setzt sie düster hinzu: „Man büßt dafür“. Die Differenz zwischen ihr und der übrigen Welt besteht nun darin, daß die Menschen im allgemeinen irgend einen Platz im Leben mit Nutzen ausfüllen, während sie ein durch Müßiggang und unverstandene Reflexe verschobenes Frauenzimmer ist. Man denke sich diese angenehme Dame in der Pose des unverstandenen Genies — und man ahnt den Gemüß, den die Unfähigkeit des Herrn Reide uns bereitet hat. Die Sache geht übrigens nicht so tragisch aus wie in Hedda Gabler; sie kriegt „ihn“ noch am letzten Ende.

Von Rittners Stüd kann man kurz sagen, daß es als Ganzes angefaßt ein unwahres Theatersstück ist, während es im Einzelnen manche Vorzüge aufweist. Was den Erfolg entschied, war ein gewisser lebenswürdiger Humor, der manche hübsche Wendung fand und sich meistens in den Grenzen des guten Geschmacks hielt. Nicht immer freilich, so zum Beispiel nicht, als ein Arzt sich über die Heirat mit einer Chantaise moquirte und dabei den denkwürdigen Ausspruch that: „Wie kann man Blumen essen wollen? Dazu ist doch das Kalbsfleisch da.“ Das Bild ist darum so entsetzlich schlecht, weil im Leben niemand auf den Einsall kommt, Blumen zu essen. Will jemand eine Blume für sich besitzen, so bricht er sie oder pflanzt sie um oder zieht eine Mauer um den Garten oder schafft sonst etwas Zweckmäßiges. Auf den Einsall, sie zu essen, kommt niemand, auch Herr Rittner nicht, wenn er sich die Sache genauer überlegt. Genau so zutreffend wie dieses Bild ist der Vergleich einer Ehefrau mit einer Kalbskeule, die man isst — der Vergleich ist aesthetisch so roh — wie der Schlächtersladen, aus dem er stammt. Vielleicht streicht Rittner den abgeschmackten Satz, schon um uns die Verschämung zu ersparen, daß das Publikum

gerade bei dieser Stelle losköhlt. Im übrigen wirkt der Humor des Stücks frisch, wenn auch nie tief. Die Entgleisungen ins Geschmacklose werden von den lebenswürdigen Zügen weit überwogen. Zu dem Humor gesellt sich als zweiter Vorzug die echte Lyrik, die in einigen Scenen steht. Hier klingt mancher warme Herzenston, der uns ergreift. Am schlimmsten wirkt der letzte Akt, der so wahr ist wie etwa der letzte Akt von „Johannisfeuer“. Ein Komponist findet „Revierförsters Elise“ als Chantaise wieder; er liebt sie; sie beidtet ihm alles und schließlich verläßt er sie trotzdem, um ihrer Vergangenheit willen. Das glaube ich nicht; es entspricht einfach nicht den Voraussetzungen des Stücks. Wenn Rittner diese Lösung wollte, hätte er sie viel früher motivieren müssen. Jetzt wirkt sie unwahr und theatralisch, wie die sentimentale Kinderzene im selben Akt. Von Kinderzenen macht man nur im äußersten Notfall Gebrauch und Rittners Kinderzene ist durchaus nicht notwendig. Im Gegenteil! Es fragt sich sehr, ob „Revierförsters Elise“, wenn sie mit ihrem Liebhaber morgens von einem Champagnergelage heimkehrt, ihr unschuldiges Kind hervorholt, um sich der Frage auszusprechen: „Mama, wer ist dieser Mann?“ Meinen Sie nicht eigentlich auch, Herr Rittner?

Die Hauptrollen wurden von Kahler und Elise Lehmann meisterhaft gespielt. Erich Schlaifer.

### Kleines Feuilleton.

— Der Schutz der Laubblätter im Frühling. Ein Mitarbeiter der „Köln. Volksztg.“ plaudert: Wenn wir in den ersten Frühlingstagen einen größeren Spaziergang machen wollen, so lassen wir uns auch durch den lachendsten Sonnenschein nicht in Sicherheit wiegen, sondern rüsten uns mit Mantel und Regenschirm aus, denn schon zu oft haben wir die sprichwörtliche Unbeständigkeit des Frühlingswetters erfahren. Gegen letztere sind auch die sprossenden Pflänzlein in Wald und Wiese in entsprechender Weise geschützt. Betrachtet man ein ganz jugendliches Laubblatt, so fällt einem sofort auf, daß zwar sein Skelet, die Blattrippen oder Blattnerven, schon kräftig entwickelt sind, daß dagegen das grüne Gewebe, also derjenige Teil, welchem später die Aufgabe zufällt, zu transpirieren und organische Stoffe zu erzeugen, in seiner Entwicklung noch sehr zurück ist. Kräftig treten schon jetzt die Blattrippen hervor, während die zarten grünen Blattflächen zusammengeschrumpft und in sich zusammengezogen sind. Wenn sie sich zu früh aus ihrer geschützten Lage aufrichten und ihre zarten Organe am Tage den heißen Sonnenstrahlen, oder in der Nacht der rauhen Luft und dem Anprall der Winde aussetzen, so bringt das für sie Gefahr, sie bedürfen daher natürlicher Schutzvorrichtungen, damit sie allen Wechseln der Witterung zum Trotz auswachsen und ihr junges Gewebe normal ausbilden können. Und zwar sind diese Schutzvorrichtungen zum großen Teile ausschließlich den jungen, in der Entwicklung begriffenen Blättern eigentümlich und gehen später, wenn sie ihren Zweck erfüllt haben, verloren. Zunächst hat der Keimling einen dicken, warmen, meist zweiteiligen Mantel an in Gestalt der beiden Samenlappen, und die Knospen sind eingebettet in die erst später sich lösenden Schuppen. Kommen dann die Blättchen weiter hervor, so schmiegen sie sich noch eng aneinander, sind runzelig, faltig und zusammengerollt, um sich gegenseitig zu schützen. Kommt die Sonne jetzt schon die ganze ausgedehnte Fläche des Blättchens treffen, so müßte dasselbe vertrocknen, denn seine Hautzellen sind noch nicht mit Stärkestoff fest verpanzert.

Betrachten wir junge Zwiebelgewächse oder Primeln, so sehen wir nur die Mittelrippe, oder einen breiten, mittleren Streifen des Blattes aufrecht und gerade stehen, während die beiden Hälften rechts und links von den Rändern her eingerollt sind, und zwar bald nach der Oberseite, bald nach der Rückseite zu. Immer wird jene Seite zur Konkaven, an der sich Spaltöffnungen befinden, unter welcher das von Luftkanälen durchsetzte grüne, transpirierende Gewebe liegt, welches hauptsächlich geschützt werden muß. In den Safranen (Crocus) sind die beiden Hälften des Blattes auswärts gerollt, und bei den Milchsternen sind sie einwärts gebogen. Bei den Safranarten liegen nämlich die Spaltöffnungen in den zwei Rinnen an der Rückseite, bei den Milchsternen in der Rinne an der Oberseite des Blattes. Seltener findet sich als Schutzvorrichtung die Runzelung. Die wetterfesten, neßförmig verbundenen Blattrippen bilden dann ein festes Gitter, und die zarte Blattmasse, welche in die Maschen des Gitters eingefügt ist, erscheint blasenförmig aufgetrieben oder grubenförmig vertieft, wodurch das ganze Blatt den Eindruck eines zerknitterten Luchs oder Papierbogens macht. Man spricht daher wohl von einer „zerknitterten Knospenanlage“ der Blätter. Besonders auffallend sind in dieser Hinsicht die jungen, gerunzelten Blätter des Khabarbers. Am häufigsten ist die Faltung. Bei der Mannigfaltigkeit der Form und Verteilung der Blattrippen ist natürlich auch die Art und Weise dieser Faltung sehr verschieden. Bei den Alee-Arten ist sie strahlenförmig, oft auch zusammengelegt wie die Blätter eines Buchs. Sehr eigentümlich ist, wie man häufig Gelegenheit hat zu beobachten, die Faltung, welche die Blätter der Buche und Eiche in der Knospenanlage zeigen. Jedes Blatt dieser Bäume ist von einer Mittelrippe und zahlreichen von dieser nach rechts und links, gleich den Gräten von der Wirbelsäule eines Fisches auslaufenden Seitenrippen, durchzogen. Zwischen diesen bildet nun der zarte grüne Blattteil tiefe

Kalten, welche ganz so wie die Kallen eines Fächers aneinanderliegen und sich deckend schützen. Die freiliegenden Rippen selbst aber bestehen aus festen zelligen Bildungen, bei welchen eine zu große Verdunstung nicht möglich ist.

Als richtige Schirme gegen Sonne, Regen und Wind sind die Nebenblättchen anzufassen. Bei den Eichen, Buchen, Linden, Magnolien und vielen andern Bäumen sind sie häufig, bleich und meist ohne Chlorophyll, also vollständig witterfest, und stehen schirmartig vor den aus der Knospe hervordringenden, zarten, unangewachsenen grünen Blättchen. Hat sich das junge Blatt an Wind und Wetter gewöhnt, so ist es gleichsam diesem Schirm über den Kopf gewachsen und bedarf desselben nicht weiter, so lösen sich die Schutzblättchen ab und fallen zu Boden. Daher findet man auf dem Grunde der Eichen- und Buchenwälder, kurz nachdem die Laubblätter ihre normale Größe erreicht haben, zahllose solcher abgefallenen Schütten, die man in der botanischen Knospsprache „hinfallige Nebenblätter“ genannt hat. Sie haben eben nur die jungen Laubblätter gegen die Sonnenstrahlen und den direkten Anprall austrocknender Winde zu schützen, sie selbst aber sind unempfindlich gegen alle Fährlichkeiten der Witterung, da ihre Haut vollständig der transpirierenden Spaltöffnung entbehrt.

Den gleichen Zweck verfolgen die wasserdichten, firnisartigen Leberzige, welche wie Regenmäntel viele junge Blättchen umgeben. Sie finden sich besonders an Nößkastanie, Kirschen, Aprikosen- und Pfirsichbäumen, an Birken, Pappeln und Schwarzerlen. Daher fühlen sich deren Blattknochen im Frühling ganz hartig und klebrig an. Aber auch sie verschwinden, wenn die Laubblätter ihre witterfeste Oberhaut erhalten haben. Sogar in Pelzmänteln und Kapuzen helfen sich manche eben erst der Knospe entschlüpfte Blättchen ein. So erscheinen die jugendlichen Frühlingsblätter der Silberpappeln und Vogelbeerbäume dicht behaart, so daß sie ganz silbergrau, wie mit Seehundpelz besetzt, aussehen. Auch die Blätter der Nößkastanie sind, wenn sie sich über die braunen auseinandergedrängten Knospenschuppen hervorschieben, dicht mit Wolle übersponnen, verlieren dieselbe aber später so vollständig, daß man an den ausgewachsenen Blättern nur hier und da hängengebliebene Reste derselben wahrzunehmen vermag. An der Buche besteht das Jugendkleid der Laubblätter aus Seidenhaaren, und die Art und Weise, wie diese angebracht sind und wie sie fungieren, ist so eigentümlich, daß es wohl der Mühe lohnt, etwas näher darauf einzugehen. Beim ersten Anblick scheint das junge Buchenblatt auf der Rückseite ganz mit Seide übersponnen, bei genauerem Zusehen aber findet man, daß die Seidenhaare nur auf den Rändern und Seitenrippen sitzen, daß dagegen die grünen Teile des Blatts nichts weniger als behaart, sondern vielmehr vollständig kahl sind. Da aber das grüne Gewebe tiefe Falten bildet und die behaarten Seitenrippen sehr nahe aneinander liegen, so werden die furchenförmigen Vertiefungen der Falten ganz überdeckt. Jede Furche ist von den sehr regelmäßig in paralleler Anordnung nebeneinanderliegenden Haaren überbrückt, als ob das ganze Blatt ein zartes Seidenhaarmantelkleid trüge. Auch dieses Kleidchen hat den Zweck, das junge grüne Gewebe vor den austrocknenden Sonnenstrahlen so lange zu schützen, bis die Haut dort genügend verdickt ist. Nachdem diese Verdickung erfolgt ist, glätten sich die Falten gerade so, als wenn ein zugeschlagener Fächer auseinandergefaltet wird. Dann haben die Haare ihre Rolle ausgespielt, sie fallen zum größten Teil ab oder werden ganz unscheinbar und zerkrümeln.

**Kunst.**

k. Bilder der französischen Revolution. Drei Neuerverbungen von größter Wichtigkeit wurden von de Nohac, dem Konservator des Berliner Museums, gemacht. Es sind drei Bilder, die auch einen gewissen künstlerischen Wert besitzen, vor allem aber als historische Dokumente von Bedeutung sind. Das erste ist eine „Erklärung der Bastille“. Das Bild ist das Werk eines Künstlers, der augenscheinlich Zeitgenosse des großen Ereignisses war, das er mit einem außerordentlichen Reichtum in den Details mit dem Pinsel schildert. Dieses Gemälde ist das beste der drei, das nach der Güte der Ausführung einem Meister zuzuschreiben ist. Das zweite Bild ist die von dem Maler dem Konvent überreichte Skizze, der von dieser Versammlung beauftragt worden war, den Schiffbruch des Kriegsschiffs „Vengeur“ im Vithe festzuhalten. Man fühlt, daß diese Episode unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse wiedergegeben worden ist. Die dritte und interessanteste Erwerbung ist ein Gemälde von Teller, einem Maler der Schule Baillys, das den berühmten Tag des 1. Prairial im Jahre III im Konvent und die Scene darstellt, die schon so oft die Phantasie der Künstler angeregt hat: wie de Voisins d'Anglas den Kopf Frands geküßt. Die Anzüge, die Anschwärmung der Tribüne und des Saals, die Haltung der Personen, die Bewegung der Menge, das alles ist mit einer Treue wiedergegeben, die das Bild zu einem Dokument von unvergleichlichem Wert macht. Die Neuerverbungen sind für den Saal der französischen Revolution bestimmt.

**Aus dem Tierleben.**

— Die Verbreitung der Saatkrähe in Deutschland erörtert Nörig. Danach lebt dieser Vogel in starken Kolonien in der norddeutschen Ebene bis zu einer Höhe von 200 Meter. Er findet seine südliche Verbreitungsgrenze im Riesengebirge, dann in der Linie, welche die Städte Görlitz, Leipzig, Achem miteinander ver-

bindet, und hat als westliche Grenze den Harz, Teutoburger Wald und den unteren Lauf der Ems. Südlich und westlich von dieser Begrenzungslinie kommt die Saatkrähe nur in den einmündenden Flußthälern sowie in der Rheinebene in größeren Kolonien von mehreren hundert Nester vor. Die Vorliebe von ihr für die Ebene geht so weit, daß man die vollreichsten Kolonien im Flachlande und nicht über 100 Meter Höhe findet. Nur Schleswig-Holstein als das waldärmste Gebiet hat keine Kolonie mit einer die Zahl 1000 überschreitender Nesterzahl aufzuweisen. Mit zunehmender Erhebung liegen sie nur in zerstreuten Niederlassungen dem Prutgeschäft ob. In dessen findet man mit Ausnahme des Großherzogtums Baden und einiger kleinerer Bundesstaaten neben diesen zerstreuten Niederlassungen noch überall kleine Kolonien von 15 bis 50 Nestern. Die wenigen größeren Kolonien Bayerns sind vielleicht entstanden, weil die Saatkrähen, welche in diesem Lande gesetzlichen Schutz genießen, dort wenig verfolgt werden. Was ihre Bedeutung für die Landwirtschaft anlangt, so glaubt der Verfasser den Beweis erbracht zu haben, daß die Krähen für die Landwirtschaft und die Forstwirtschaft Deutschlands von großer Bedeutung sind, und daß die Bemühungen nach weiterer Steigerung der Erträge der Felder durch ihre Vorkommen in hohem Maße gefördert werden können. — („Globus“.)

**Humoristisches.**

— Der Tapfere General: „Ah, mein Braver, wo haben Sie sich das eiserne Kreuz geholt?“  
— Bei Geisenhofen, Excellenz, in der Schlacht gegen Mathias Kneißl.“ —  
— Die Geschäftsfrau: „Sie glauben gar nicht, Frau Huber, wie es mir zu Herzen geht, daß ich Ihren Mann, meinen langjährigen Patienten, nicht retten konnte!“  
— „Dös versteht i scho, Herr Doktor, wie 's oam halt is, wenn ma a alte Kundschaft verliert!“ — („Simpl.“)

**Notizen.**

— Theophil Zolling, der Herausgeber der Wochenchrift „Gegenwart“ ist im Alter von 61 Jahren in der Nacht zum Sonntagabend gestorben. —  
— Wolzogen hat das Gastspiel seines Leberbrettlis in der Seccionsbühne über den 10. April hinaus verlängert. —  
— Die Dreherischen Einakter werden im Deutschen Theater als erste Novität der kommenden Saison in Scene gehen. —  
— Wolzogens „Lumpengesindel“ wird neueinstudiert in den Spielplan des Deutschen Theaters aufgenommen werden. —  
— Gisela Nissen-Schneider ist für Wolzogens „Buntes Theater“ engagiert worden. Der Vertrag der Künstlerin mit dem Lessing-Theater bleibt trotz dieses Engagements bestehen. —  
— „Die Sünden der Väter“, ein vieraktiges Volksstück von A. Chr. Jenny, ist vom Deutschen Volkstheater in Wien zur Aufführung angenommen worden. —  
— Felix Dörmanns Drama „Kranerhuben“ erzielte bei der Erstaufführung im Deutschen Volks-Theater zu Wien keinen rechten Erfolg. —  
— Gabriele d'Annunzios neues Stück „Citta morta“ (Totenstadt) hatte bei der Erstaufführung in Mailand einen entscheidenden Mißerfolg. —  
— Musikdirektor Otto Dieckel veranstaltet am 27. März, mittags 12 Uhr, in der Marienkirche unter Mitwirkung einiger Künstler einen Orgelvortrag. Der Eintritt zu diesem Konzert ist frei. —  
— Siegfried Wagners Oper „Herzog Wildfang“ fand bei der Erstaufführung im Münchener Hof-Theater geteilte Aufnahme. —  
— Professor Ludwig Deitmann ist zum Direktor der Königsberger Kunstakademie ernannt worden. —  
— Das letzte Heft der Kunstzeitschrift der Wiener Seccession, „Versacrum“, welches Skizzen zum Künstlerischen Bilde, „Die Medizin“, darunter die Gestalt einer schwangeren Frau gebracht hatte, war von der Staatsanwaltschaft konfisziert worden. Das Wiener Landgericht hat die Konfiskation aufgehoben. —  
— Fragmente der beiden Dioskuren mit ihren Pferden sind bei Ausgrabungen am Internatbrunnen auf dem Forum in Rom gefunden worden. —  
— In Neu-Sauder (Galizien) stand der Herausgeber eines Lokalblatts wegen Preßvergehens vor Gericht, weil er das eine Mal einen Toten und später einen bekannten Straßenbettel als verantwortliche Redacteurs seines Blatts angemeldet hatte. In seiner Verteidigungsrede meinte er: daß der verantwortliche Redacteur auch leben müsse, sei im Preßgesetz nicht ausdrücklich vorgesehen. —